

Zeitschrift: Frauezitig : FRAZ
Herausgeber: Frauenbefreiungsbewegung Zürich
Band: - (1986-1987)
Heft: 19

Artikel: "Die Frau mit dem roten Haarschopf"
Autor: Eggli, Ursula
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1054328>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 31.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Die Frau mit dem roten Haarschopf»

Dora Körber malt seit ihrer Behinderung verrückte, eindrückliche Bilder, die unbeachtet von der grossen Kunstkritikerwelt, in einem Asylkorridor hängen. Ursula Eggli, Schriftstellerin, selbst behindert, hat mit ihr gesprochen.

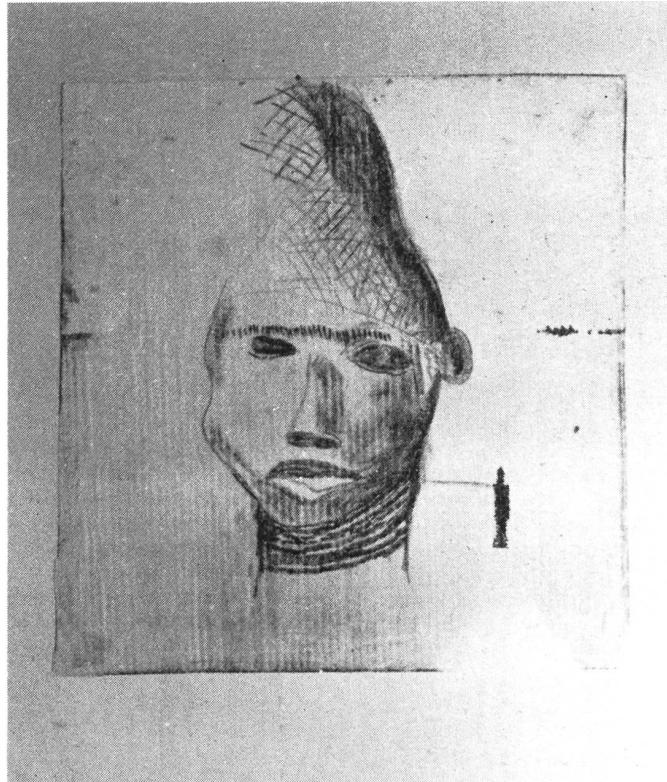


Kennen gelernt habe ich sie im Spital, als ich mal in einer Therapiegruppe mit lauter Hemiplegikern eine Lesung hatte. Dora hat mir daraufhin geschrieben, und daraus hat sich ein gegenseitiges Interesse aneinander entwickelt. Nach längerem organisatorischen Hin und Her (einen Behindertentransport zu bekommen ist eine grosse Glückssache) konnte ich sie besuchen.

Dora Körber ist 46, unverheiratet, emanzipierte Hotelsekretärin, die gerne reist, die in der Freizeit in den Bergen herumkraxelt, die sich eine gemütliche Wohnung eingerichtet hat, die eben von einem grossen Nepal-Trekking zurückkommt... Durch einen Schlaganfall wurde sie plötzlich aus diesem normalen Leben gerissen, sozusagen aus heiterem Himmel. Sie wurde behindert. Nie hätte sie vorher geglaubt, dass Behinderte in der Schweiz zu den Minderwertigen gehören. Wahrscheinlich hat sie nicht einmal gewusst (bewusst gewusst), dass es in der Schweiz Behinderte gibt. Nach zwei Jahren Spitalaufenthalt, die für sie oft die Hölle waren, kam sie, ohne noch einmal in ihre Wohnung zurückzukehren, in ein Asyl Gottesgnad, von denen es einige in der Gegend gibt. Die Heime, die übrigens diesjahr ihr 100-jähriges Bestehen feiern, nehmen Schwerbehinderte auf, die niemand mehr will, die nie jemand gewollt hat, die Abgeschobenen...

Asyl Gottesgnad – oder eben: «Gnad Gott», wenn es dich dorthin verschlägt; raus kommst du kaum mehr. Neben all dem Positiven, dem Wissen um die Vorteile, die solche Institutionen bieten, ist es für mich doch immer wieder deprimierend Freundinnen dort zu besuchen. Vorwiegend alte, schwerbehinderte Menschen sitzen in ihren Stühlen oder Rollstühlen und beobachten neugierig oder stumpf die Besuche, die durch die automatische Türe ein- und ausgehen.

Doras Asyl, in dem sie nun schon über zwei Jahre lebt, ist ein moderner, freundlicher Betonbau am Waldrand, mit schöner Aussicht und einem hauseigenen Café. Weiter als bis zur Haustür kommen die Rollstuhlfahrer freilich nicht, gleich nach dem Vorplatz führt der Weg steil hinunter. Umgekehrt dann natürlich auch wieder steil hinauf. Dora und ich sitzen in der Eingangshalle am Cheminée mit dem künstlichen



Feuer bei einem Kaffee. Gerne hätten wir etwas dazugenommen, eine Cremeschnitte aus dem Hauskiosk, doch wir wissen in stillschweigender Übereinstimmung: Behinderte dürfen nicht zu schwer werden – also fasten.

Gegenüber spielen zwei alte Frauen mit einer Puppe. Zärtlich reden sie mit ihr, ziehen ihr Höschen, Söckchen, kleine Pull-over an und wieder aus. «Herzig» sagt meine Begleiterin. Aber Dora kann das nicht herzig finden. «Wir (Behinderte) werden von vielen Leuten zu Kleinkindern gemacht», sagt sie nüchtern. «An kulturellen Anlässen, die hie und da im Heim stattfinden, spricht man uns oft an wie in einem Kindergarten. Ich bin von einer 'Sie' zu einem 'Es' geworden. Die junge Betreuerin sagt 'gute Frau' zu mir.» Ich nicke. Ich kenne es aus eigener Erfahrung und merke gleichzeitig, dass ich selber den Ton nicht finde bei den Pensionären des Asyls. Soll ich mich mit der alten Frau über ihre Puppe unterhalten oder über die atomare Bedrohung?

Dora und ich werden vom Personal als «Fräulein» angesprochen und wieder weiß ich nicht, wie reagieren. Die gepflegte, interessante Frau Dora Körber ist doch kein Fräulein. «Stört dich das nicht?» frage ich, aber sie winkt ab: «Es gibt vieles, was mich stört. Das Fräulein verhindert immerhin die für mich schmerzliche Frage nach Ehemann und Kindern. Mein Bräutigam starb mit 25 Jahren nach einem Autounfall, und das tut heute noch furchtbar weh.» Sie gibt mir einen der Zettel, die sie als Vorbereitung für das Gespräch geschrieben hat. «Ich kann meinen Zustand auch nach vier Jahren nicht akzeptieren. Jeden Tag kämpfe ich neu denselben Kampf. Das Leben unter soviel Körper- und Geistigbehinderten widert mich an.» Wieder nicke ich. Wie gut ich

das alles nachfühlen kann: – die Angst, in einem Gottesgnad oder sonst einem Pflegeheim zu landen, verfolgt mich ein Leben lang.

Doch nicht, um über ihre oder meine Situation als behinderte Frau zu reden, bin ich gekommen, obschon auch diese von der Gesellschaft tabuisiert wird und darum wichtig wäre, sondern ich wollte mit ihr ein Interview machen. Seit Dora behindert ist, hat sie angefangen zu malen und mich in einem Brief darauf aufmerksam gemacht, dass im Moment ihre und die Bilder anderer Patienten im Asylkorridor zu sehen seien. Schweigend rollt sie mir voran, von einem Bild zum andern. Schweigend folge ich ihr. Nur der Elektrorollstuhl surrt unangenehm. Ich habe diese naiv-gefährlichen Dessins erwartet, Stil mund- und füssmalender Künstler. Doch nun bin ich total beeindruckt. Die Bilder faszinieren und beunruhigen, dringen ein. Das Frauenantliz, das mich anschreit, ist zusammengehängt im selben Rahmen mit ruhig schreitenden, dunklen Gestalten. «Die afrikanische, zu Unrecht 'primitiv' genannte, Kunst hat mich sehr beeindruckt», sagt Dora. Die Therapeutin in der Beschäftigungstherapie des Spitals liess sie Blümchen und Tierchen zeichnen, doch hier im Asyl hat ihr der leitende Arzt einen Kunstmaler vermittelt, der sie ernst nimmt, der sie als erwachsenen Menschen behandelt. (Und solche Selbstverständlichkeiten sind anscheinend so selten, dass man sie erwähnen muss...) Herr Thomas Kratky animierte sie, frech zu werden, störend, irritierend. Sie beginnt Linien zu setzen, Farben zu verwenden. Rot! Blau! Kräftig! So wie die Frau mit dem roten Haarschopf, die mich mysteriös von der Wand herunter in den Bann zieht. «Eigentlich sollte das Rote ein Hut darstellen», erklärt Dora. Egal, Hauptsache der Bann wirkt, für mich ist es eben die rothaarige Frau.

«Hast du eigentlich absichtlich allen einen schiefen Mund gemalt?» frage ich. Die Frauen erinnern an Dora wie Selbstbildnisse. Auch sie hat seit ihrem Schlaganfall ein leicht schiefes Gesicht. Gleichzeitig sind die Bilder mein eigenes Spiegelbild. Jahrelang schien mir der krumme Mund mein grösster Schönheitsmakel, schlimmer fast als die Behinderung. Nun, auf den Bildern gefällt er mir zum ersten Mal. Er gibt den Frauen etwas Interessantes, Besonderes. Dora überlegt: «Nicht bewusst», sagt sie lächelnd. «Aber jetzt, wo du es sagst, fällt es mir auch auf. Wahrscheinlich habe ich mich so mit meiner Behinderung auseinander gesetzt.» Malen als Schicksalsbewältigung? Kunst als Möglichkeit, scheinbar Hässliches, scheinbar Unwertes in eine akzeptierbare, ja sogar bewundernswerte Form zu bringen? So wie Käthe Kollwitz mit der Botschaft der Armen, der Kriegsgeschädigten. Kunst als politische Botschaft. Sicher könnte man über Kunst auch der Behinderung einen Teil von ihrem negativen Beigeschmack nehmen. Aber dann dürften Doras Bilder eben nicht so, unbeachtet von der Kunst- und Kritikerwelt, in einem Asylkorridor hängen. Dann müsste es Lieder geben, die von Behinderten handeln und Bilder, die sie darstellen. Behinderung könnte salonfähig gemacht werden...

Wir haben keine Zeit, darüber zu philosophieren. Der Behindertentransport fährt vor. Behindertentransporte warten nicht, man muss froh sein, überhaupt einen zu bekommen. Dora winkt. Eine alte Frau neben ihr verabschiedet sich von einem Besuch, weinend.

Ursula Eggli

Ursula Eggli verfasste zusammen mit ihren beiden Brüdern Daniel und Christoph «Die Zärtlichkeit des Sonntagsbratens. Geschichte einer Familie». Das Buch erschien vor kurzem beim Zytglogge-Verlag in Bern.